



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

GENOVEVA DIMOVA

NÄCHTE EINER HEXE



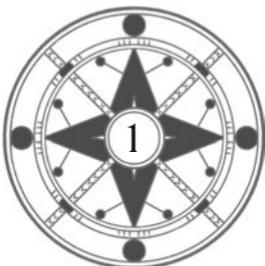
Aus dem Englischen von
Wieland Freund und Andrea Wandel

KLETT-COTTA

Hobbit Presse
www.hobbitpresse.de
J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Witch's Compendium of Monsters,
Book 2: Monstrous Nights« im Verlag Tor Books, New York
© 2024 by Genoveva Detelinova Dimova
Für die deutsche Ausgabe
© 2025 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten
Cover: Klett-Cotta
unter Verwendung einer Illustration von © Vera Drmanovski
Farbschnitt der Erstauflage: © Vera Drmanovski
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-608-96685-5
E-Book ISBN 978-3-608-12491-0

Für Mama, Baba und Marti



KOSARA

Es war kurz nach Mitternacht. In den verwaisten Straßen hallten die Schläge der Turmuhr noch nach. Kosara eilte durch eine dunkle Gasse. Es roch nach Kohlenfeuer und aufziehendem Schnee, und wenn sie nicht gewusst hätte, dass Frühling war, hätte sie geglaubt, es wäre Dezember. Ihre Ohren brannten vor Kälte.

Schließlich erreichte sie ihr Ziel, das Haus mit dem eindrucksvollen Salon in der Hauptstraße. Für gewöhnlich leuchtete es einladend aus den großen Fenstern. Zurückgezogene Samtvorhänge gaben den Blick auf die behaglichen Räumlichkeiten frei. An diesem Abend jedoch war alles stockdunkel. Über der Tür baumelte an quietschenden Ketten ein Schild: **ZUR RUHENDEN HEXE**.

Der Name des Salons bezog sich nicht auf seine Kundschaft. Hexen, die etwas auf sich hielten, kamen nicht hierher. Stattdessen war er nach seiner Besitzerin Sofiya Karajova benannt. Sofiyas Kunst bestand darin, leidgeprüfte Geister aus dem Totenreich zu locken, damit ihnen dämliche Verwandte aufdringliche Fragen stellen konnten.

Kosara war der festen Überzeugung, dass das eigene Ableben eine unschlagbare Ausrede war, Familienzusammenkünften fernzubleiben, das Geschäftsmodell Sofiyas aber missfiel ihr noch aus

einem ganz anderen Grund. Während der Schmutzigen Tage, wenn sich die Reiche der Toten und der Lebenden am nächsten waren, häufte Sofiya ein Vermögen an. Wo die meisten anderen Hexen alle Hände voll zu tun hatten, die Stadt vor den Monstern zu schützen, war Sofiya ganz auf ihre Gewinne fixiert.

Kosara klopfte an. Als sich die Tür zum Salon öffnete, stand, wenig überraschend, Vila vor ihr. Es war die alte Hexenmeisterin gewesen, die Kosara mitten in der Nacht hierhergerufen hatte.

Überraschend allerdings war, wie müde Vila wirkte. Ihrer Haut fehlte der übliche Glanz. Ihre Augen waren blutunterlaufen.

»Komm rein«, sagte Vila. »Schnell. Ich habe keine guten Nachrichten.«

Kosara folgte ihr durch den Flur. Der dicke Teppich dämpfte ihre Schritte. Weihrauch lag in der Luft, doch Kosara stieg noch ein anderer, übler Geruch in die Nase. Blut.

»Was geht hier vor?« Sie flüsterte, ohne recht zu wissen, warum. Vielleicht, weil es im Salon so still war, dass es unpassend schien, die Stimme zu heben. »Du hast gesagt, es wäre dring...«

»Das ist es. Wenn die Polizei erst spitzkriegt, dass hier etwas nicht stimmt, rücken sie gleich mit ihren Tütchen, Pinzetten und Fläschchen an und schrubben alles sauber. Ich will, dass du es vorher siehst.«

»Dass ich was sehe?«

Vila drehte sich so abrupt um, dass Kosara beinahe in sie hineingelaufen wäre. Im Licht des Kristallüsters wirkten ihre Tränensäcke noch größer als zuvor. »Sofiya ist tot. Ermordet.«

Kosara stand bloß da, blinzelnd und mit halb offenem Mund. Es brauchte einen Moment, bis sie begriff, was Vila da gesagt hatte.

»Ermordet?«

»Enthauptet.«

Kosara zuckte, doch Vilas Stimme blieb ungerührt. »Ihre Schatten sind weg.«

»Alle beide?«

»Alle beide.«

Unwillkürlich griff Kosara nach der Kette um ihren Hals. Sie hatte versucht, die Hexenschatten zu Hause zu lassen, doch ganz gleich, wie viele Bannkreise sie auch gezogen hatte, allein hatten sich die Schatten nicht sicher gefühlt. So viel hatten sie ihr preisgegeben.

Die beiden Schatten Sofiyas waren nicht wie Kosaras zwölf Schatten. Kontrollieren konnte Kosara einzig ihren eigenen, die anderen hatten ihren eigenen Willen. Und das war auch kein Wunder – schließlich hatten ihre ursprünglichen Besitzerinnen die Schatten nicht freiwillig hergegeben. Zwar hatten die elf ihr geholfen, den Zmey zu besiegen. Ihr Eigentum waren sie deshalb noch lange nicht.

Sofiya hingegen hatte die volle Kontrolle über ihre Schatten gehabt. Umso unheimlicher, dass sie jemand ermordet hatte.

»Verstehst du jetzt, warum ich dich gerufen habe?«, sagte Vila.
»Jemand macht Jagd auf Hexenschatten. Mal wieder.«

»Wie kann das sein?«, fragte Kosara. »Wenn sie weg sind, heißt das, dass Sofiya sie freiwillig rausgerückt haben muss. Und dann«

»Und dann hat man sie wie einen dahergelaufenen Upir einen Kopf kürzer gemacht.«

»Aber warum sie entthaupten? Aus Angst, sie könnte wiederaufstehen?«

Selbst dann hätte ein Paar Silbermünzen auf ihren Augen gereicht. Oder ein Espenpfahl in ihrem Herzen. Oder, zur Hölle, ein Sack Reis in ihrem Grab, damit sie über dem Zählen der Körner das Rauskriechen vergessen würde.

Sie zu entthaupten, wirkte wie ein Overkill.

Kosara biss sich auf die Lippen. Sie waren rissig und wund von der Kälte.

»Zeig's mir.«

Vila holte tief Luft, bevor sie die Tür aufstieß. Einen Augenblick später verstand Kosara auch, warum. Ein süßlich-fauliger Gestank schlug ihr entgegen.

Im Raum war es warm. Im Kamin brannte ein helles Feuer, das die Wände in Gelb- und Orangetöne tauchte und sich in den stockenden Blutlachen auf dem Parkettboden spiegelte. Die Leiche war in einem schlimmen Zustand und nackt – abgesehen von dem Fläschchen zwischen den Brüsten, in dem Sofiya ihren zweiten Schatten aufbewahrt hatte. Darüber, blutig und verschmiert, der Stumpf ihres Halses.

Kosara drehte sich der Magen um. Vila starrte sie ungeduldig an, aber eigentlich wollte Kosara bloß nach draußen rennen und Luft holen, die nicht nach Tod schmeckte.

»Was willst du von mir?«, blaffte sie.

»Du hast Erfahrungen in solchen Dingen. Sieh dich nach Hinweisen um.«

Kosara schnaubte verächtlich. Damals in Belograd hatte sie in ihrer Verzweiflung das Zimmer Irnik Ivanovs durchsucht, aber das ließ sich wohl kaum als »Erfahrung« verbuchen. Über Asens jahrelange Übung verfügte sie nicht. Sie gab trotzdem ihr Bestes, kniete sich neben die Leiche, begutachtete sie und würgte die aufsteigende Galle runter.

Einen verzweifelten Moment lang hoffte sie, die tote Frau könnte doch nicht Sofiya sein. Im Zwielicht des Salons wirkte die Haut der Toten etwas zu dunkel.

Doch das war ein dummer Gedanke. Sofiya war reich und konnte sich einen exotischen Trip in die Sonne leisten. Alles wies darauf hin, dass Kosara ihre tote Kollegin vor sich hatte – vom typischen feuerroten Nagellack bis zu dem kleinen Tattoo am Handgelenk: drei Spiralen, die sich in einem komplizierten Muster kreuzten.

Kosara fing an, den Raum zu durchsuchen. Der Mörder hatte darauf geachtet, keine Fingerabdrücke zu hinterlassen.

Abgesehen von Blut fanden sich keine Spuren auf dem Boden, keine Fußabdrücke und auch kein verlorenes Haar. Kosara warf einen Blick in den Aschenbecher, der vor dünnen Zigarettenfiltern überquoll, alle mit Sofiyas rotem Lippenstift beschmiert. Auf dem Bord stand ein einsames Weinglas, an seinem Rand dasselbe Rot.

Alles deutete darauf hin, dass Sofiya den Abend allein verbracht hatte. Andererseits musste die Person, die ihre Schatten genommen hatte, ein Bekannter gewesen sein. Man konnte einen Hexenschatten nicht stehlen – er musste freiwillig hergegeben werden.

Aber warum sie umbringen, wenn man doch schon hatte, was man wollte? Welches Motiv gab es für diesen sinnlosen Tod?

Kosara atmete tief ein, um ihr rasendes Herz zu beruhigen, und bereute es sofort. Der Gestank von Tod setzte sich gleich in ihrer Nase fest.

»Irgendwas?«, fragte Vila.

»Nichts. Außer ...« Kosaras Blick fiel wieder auf Sofiyas Brust. Unter dem zerbrochenen Fläschchen befand sich ein altes, längst verblasstes graues Mal. Die beiden gekreuzten Ks von Karaiwanow.

»Das ist mir auch aufgefallen«, sagte Vila. »Er gibt einen ziemlich überzeugenden Verdächtigen ab, was?«

»Anzunehmen.«

Dies war nicht der erste Mord in Chernograd in den vergangenen Monaten. Kosara hatte an zahlreichen Nachtwachen für kürzlich Verstorbene teilgenommen. Bei einem Mordopfer war die Wahrscheinlichkeit, dass es sich in einen Upir oder, noch schlimmer, in eine Kikimora verwandelte, doppelt hoch. Es galt, viele Vorsichtsmaßnahmen zu treffen: Sämtliche Spiegel mussten verhängt werden, die Kerzen durften nicht verlöschen, und man musste die Hauskatzen fernhalten, damit sie nicht über den Leichnam sprangen.

Kosara vermutete, der dramatische Anstieg der Morde hing damit zusammen, dass sie mit ihrem Zauber die Mauer geschwächt hatte. Die zurückgebliebenen Angehörigen waren nicht gerade gesprächig gewesen, doch auf mehreren der Opfer hatte sie das Symbol Karaiwanows entdeckt.

Sie weigerte sich, die Schuld dafür bei sich zu suchen – wer sich bereit erklärte, für Karaiwanow zu arbeiten, wusste, worauf er sich einließ. Sie alle hatten das Risiko gekannt.

Und doch, manchmal, mitten in der Nacht, wenn sie über den kalten, toten Körper eines weiteren jungen Menschen wachte, konnte sie nicht anders und fragte sich, ob sie vielleicht einen Fehler gemacht hatte. Was, wenn Malamir recht gehabt hatte und es einzig die Mauer gewesen war, die Chernograds fragile Ordnung aufrechterhalten hatte?

Kosara seufzte und betrachtete erneut das Symbol auf Sofiyas Brust. »Ich wusste gar nicht, dass sie für ihn gearbeitet hat.«

»Ich auch nicht«, sagte Vila. »Um ehrlich zu sein, es überrascht mich.«

»Warum? Sofiya war immer nur allzu bereit, einen guten Preis über ihre Moral zu stellen.«

»Du bist zu hart in deinem Urteil.«

»Ich weiß, ich weiß, man spricht nicht schlecht über die Toten.«

»Das ist es nicht. Ich habe Sofiya seit Jahren gekannt. Es ist wahr, sie hatte keine Skrupel, reichen Narren das Geld aus der Tasche zu ziehen, aber dass sie sich mit Schmugglern abgibt, hätte ich nicht gedacht. Sie hatte Stil.«

Kosara schnaufte, dann bekam sie ein schlechtes Gewissen. Die Frau war tot. Sich über sie lustig zu machen, war nicht richtig. Nicht jetzt und nicht hier.

»Sie hatte keine Klasse«, sagte sie. »Sie hatte nur das Geld für schicke Klamotten und Schmuck, um stily voll rüberzukommen.«

»Grund genug, sich von den Schmugglern fernzuhalten. Sie brauchte das Geld nicht.«

»Vielleicht, als sie jünger war? Bevor sie ihren zweiten Schatten bekam ...«

»Mag sein. Weiß Gott, wir haben alle Dummheiten gemacht, als wir jung waren.«

Kosara trat von einem Fuß auf den anderen und schwieg. Vila wusste nur allzu genau, was für Dummheiten Kosara in ihrer Jugend gemacht hatte. Ganz Chernograd war im Bilde. Sie wünschte sich, ihre Beziehung mit dem Zmey wäre so leicht zu verbergen gewesen wie Sofiyas hässliches Tattoo.

Vila schwieg einen Moment, dann sagte sie beiläufig: »Ich sehe, du hast die Schatten immer noch.«

Kosara spielte mit ihrer Halskette. Die Schattenperlen waren warm. »Richtig.«

»Du wolltest dich doch auf die Suche nach ihren Besitzerinnen machen.«

»Habe ich. Alle tot.«

»Schattenkrankheit?«

»Der Zmey.«

»Oh«, sagte Vila trocken. »Haben sie es dir erzählt?«

»Auf ihre Weise.«

Kosara hatte jeden der Schatten peinlich genau befragt, bis sie endlich mit der Wahrheit rausgerückt waren. Leicht war das nicht gerade gewesen. Ein Schatten war keine Person und ließ nicht einfach mit sich reden. Stattdessen hing jeder von ihnen in einem Bruchstück seiner Vergangenheit fest und teilte das in einer Mischung aus Wispern und Visionen mit.

Kosara befürchtete, dass ein paar von ihnen während ihrer Zeit beim Zmey völlig den Verstand verloren hatten. Ihr Gebrabbel ergab wenig Sinn.

Was sie aber erfahren hatte, war wenig überraschend. Der Ver-

dacht war ihr bereits gekommen, als sie begriff, dass alle elf Schatten einmal jungen Frauen gehört hatten. Über viele Jahre und auf vielen Reisen nach Chernograd hatte der Zmey seinen Bräuten ihre Schatten abgezwungen.

»Was hast du mit ihnen vor?«, fragte Vila ein bisschen zu leise. Hätte Kosara sie nicht besser gekannt, hätte sie glauben können, Vila wäre betroffen.

Doch das war ausgeschlossen. Erschüttern konnte Vila nichts.

»Ich weiß es nicht«, sagte Kosara. »Vorerst muss ich sie behalten. Ich kenne keinen Zauber, der stark genug ist, um sie zu beschützen, wenn ich nicht bei ihnen bin.«

»Sie machen dich zur Zielscheibe.«

»Und helfen mir, mich zu wehren.«

Vilas Blick wanderte wieder zu Sofiyas Leiche. »Sei vorsichtig. Meines Wissens hat noch keine andere Hexe je so viel Macht angehäuft. Sieh zu, dass es dir nicht zu Kopf steigt.«

Kosara sah auf ihre Stiefel spitzen. Sie hätte es Vila gegenüber nie zugegeben, aber manchmal glaubte sie, die Schatten noch flüstern zu hören, selbst wenn sie zu einer Perlenkette gebunden um ihren Hals hingen. Hin und wieder war sie sich sicher, im Augenwinkel eine vertraute Gestalt auszumachen, die direkt aus dem Gedächtnis der Schatten kam.

Sein Haar hatte die Farbe von Gold, und seine Augen leuchteten im Blau einer Flamme.

Nachdem sie den Zmey in die Mauer gesperrt hatte, war sie sich sicher gewesen, ihn für alle Ewigkeit los zu sein. Langsam kam ihr der Verdacht, dass sie sich geirrt hatte.



ASEN

Das Blut war überall. Rostrote Spritzer auf der Goldtapete und der Stuckdecke. Ein paar Tropfen waren auf dem Kristalllüster gelandet und hingen mitten in der Luft wie in Bernstein eingeschlossene Fliegen.

»Montag, was?«, sagte Lila. Der Magiedetektor in ihrer Gesäßtasche piepte leise. Sie zog ihr Notizbuch hervor. »Wie, sagtest du, hieß sie noch gleich?«

»Natalia«, sagte Asen, ohne den Blick vom Opfer zu wenden.
»Natalia Rusewa. Sie war die Inhaberin der Boutique Hexenkessel.«

Lila zog die Augenbrauen hoch. »Ist das nicht der Laden, den du im Verdachthattest, dass hier mit geschmuggelten magischen Objekten gehandelt wird?«

»Genau der.«

Natalias Körper lag ausgestreckt auf den blutdurchränkten Laken – bleich, aufgedunsen und splitternackt. Ein Abdruck im Kissen zeigte, wo ihr Kopf gelegen haben musste. Übrig war allerdings nur der blutige Halsstumpf.

Für Asen war es beinahe zu viel. Er stürzte zum geöffneten Fenster und schnappte nach Luft. Es duftete nach Lindenblüten. Gemixt mit Todesgestank ergab das einen ekelhaften Cocktail.

»Sieht aus, als wäre sie schon eine Weile tot«, bemerkte Lila und drehte den Arm des Opfers, um sich das kleine Tattoo an ihrem Handgelenk anzusehen: drei in einem komplizierten Muster verbundene Spiralen. »Bestimmt länger als nur ein paar Stunden. Was meinst du?«

»Das überlassen wir besser den Pathologen.«

Lila schnaubte und machte so deutlich, was sie von ihren Kollegen aus der Pathologie hielt. Mit schnellen Strichen hielt sie sämtliche Wunden der Leiche in ihrem Notizbuch fest. »Sie hat sich heftig gewehrt.«

Asen murmelte Zustimmung, sah aber gar nicht auf die blauen Flecken des Opfers. Er betrachtete das Symbol, das in ihre Brust geritzt war.

Zwei gekreuzte Ks. Das Zeichen von Konstantin Karaiwanow.

»Was denkst du?«, fragte Lila. »Konstantin? Oder jemand, der sich für ihn ausgibt?« Sie fuhr fort, ohne Asen Zeit für eine Antwort zu lassen: »Das wäre doch reichlich dumm, oder? Wenn es Konstantin war, meine ich. Sie so liegen zu lassen. Das Symbol sticht einem ja geradezu ins Auge.«

»Was kümmert es ihn?« Asen versuchte, möglichst beiläufig zu klingen. »Was kümmert ihn bei seinem Sündenregister ein Mord mehr?«

»Trotzdem. Was macht es für einen Sinn, die Leiche auszuziehen?«

»Vielleicht ist es eine Warnung.«

»An wen?«

An mich. Asen sprach es nicht aus. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sie bebten.

Reiß dich zusammen, schalt er sich. Er durfte sich vor Lila nicht anmerken lassen, wie sehr ihn dieser Mord mitnahm. Sonst würde sie anfangen, Fragen zu stellen, und über kurz oder lang die Wahr-

heit herausfinden. Sie war wie eine Bulldogge: Wenn sie sich einmal in eine Spur verbissen hatte, ließ sie nicht mehr los.

Lila beugte sich über das Opfer, und ihre Augen wurden schmal.
»Ihr Schatten ist weg.«

»Ich weiß.«

Asen war es gleich aufgefallen. Der Gedanke, dass wieder jemand Jagd auf Hexenschatten machte, ließ ihn schaudern. Hoffentlich war Kosara in Sicherheit.

»Wir schaffen besser ein Team her.«

»Jawohl, Boss.« Sie klappte ihr Funkgerät auf, zog die Antenne raus und runzelte die Stirn, als bloß ein Knistern aus dem Lautsprecher drang. So tief im Haus gab es keinen Empfang. Asen hatte damit gerechnet.

Ihre klobigen Absätze klapperten auf dem Marmorboden. Lila verließ den Raum, aber Asen machte keine Anstalten, ihr zu folgen.

Er tastete nach dem Samtbeutelchen in seiner Tasche. Es war mit Kräutern gefüllt – Lavendel, Baldrianwurzel und Zitronenmelisse –, und dem ersten Eindruck nach war es bloß ein Zauber für schöne Träume. Doch im Beutel steckte auch ein Zettel. Eine Einladung zu einer illegalen Auktion an einem geheimen Ort, verfasst von Karaiwanow höchstselbst.

Am Tag zuvor hatte Asen einen Informanten fürstlich bezahlt, damit er die Nachricht unter Natalia Rusewas Kopfkissen stahl. Gerade noch rechtzeitig.

»Kommst du?«, rief Lila aus dem Flur.

»Ich komme.« Er vergewisserte sich, dass das Beutelchen sicher in seiner zugeknöpften Tasche steckte, und verließ den Raum.

Asen hätte das Samtbeutelchen dem Ermittlungsteam übergeben müssen. Wenigstens hätte er seiner Chefin davon berichten müssen. Der Beutel machte deutlich, dass es tatsächlich eine Verbin-

dung zwischen Rusewa und Karaiwanow gab, und war somit ein wichtiges Beweisstück in einer Mordermittlung.

Dann allerdings hätte Asen erklären müssen, wie er an das Beutelchen gekommen war. Und wäre die einzige Spur los gewesen, die ihn zu dem Loch führen könnte, in dem sich Karaiwanow gerade verkrochen hatte.

Asen konnte es sich einfach nicht leisten, seine Karten auf den Tisch zu legen. Fraglos hatte Karaiwanow Leute bei der Polizei. Tatsächlich hatte Asen langsam das Gefühl, keinem einzigen seiner Kollegen mehr trauen zu können. In letzter Zeit hatte es in der Stadt viele Morde gegeben, und niemand, nicht mal seine Chefin, schien deshalb sonderlich beunruhigt zu sein.

Die einzige logische Erklärung dafür war, dass Karaiwanow die Polizeimaschine schmierte und so dafür sorgte, dass die Fälle noch schneller als sonst zu den Akten gelegt wurden. Und der Schmuggler selbst? Seit Monaten hatte ihn niemand mehr gesehen. Und mit jedem Tag, der verging, wuchs in Asen die Angst, dass er nicht würde halten können, was er Boryana versprochen hatte.

Wütend trat er gegen die Pflastersteine, wobei sich ein Grasbüschel löste, das in den Ritzen wuchs. Es war ein wunderschöner Nachmittag, einer der letzten Frühlingstage, und Fensterscheiben und Autos waren von Lindenblütenpollen bedeckt. In einer Woche würde der Sommer beginnen, und glaubte man den Wetterhexen, dann würde es ein glühend heißer.

Er fragte sich, was Kosara wohl zur Sonnenwende geplant hatte. Er wusste, dass man in Chernograd Mittsommer feierte – am Johannistag waren die Kräuter am wirksamsten, und wenn man sie dann pflückte, behielten sie das ganze Jahr lang ihre Kraft.

Asen ertappte sich in letzter Zeit oft dabei, dass er an Kosara dachte. Wie es ihr ging, was sie wohl machte. Ob sie an ihn dachte.

Das war albern. Seit dem Tag, an dem sie ihn in Belograd zu-

rückgelassen hatte, hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen. Die Mauer konnte man jetzt passieren – hätte sie ihn sehen wollen, sie hätte es jederzeit gekonnt. Offenkundig wollte sie also nicht. Er hatte sie damals zum Abendessen eingeladen, aber sie hatte dankend abgelehnt.

Konnte er es ihr verübeln? Sie war eine der mächtigsten Hexen in Chernograd, und was war er? Ein korrupter Bulle aus Belograd.

Er betrat das Polizeirevier und ging die Treppe hoch zum Büro seiner Vorgesetzten. Er hatte noch nicht geklopft, als von drinnen bereits eine Stimme ertönte.

»Kommen Sie rein, Bacharow.« Seine Schritte auf der knarzen- den Treppe hatten ihn offensichtlich verraten.

Asen öffnete die Tür. »Tag, Chefin.«

Polizeichefin Anahit Vartanian saß hinter ihrem Schreibtisch, eine Tasse mit heißem Kakao in beiden Händen.

Sie war eine unersetzte Frau in den Fünfzigern, die selbst im tiefsten Winter geblümte Kleider und lange baumelnde Ohrringe trug. Asen hatte sich nie, nicht ein einziges Mal, von ihrem gut ge- launten Auftreten hinters Licht führen lassen. Vartanian mochte Seidenhandschuhe tragen, aber sie regierte mit eiserner Faust.

»Was haben Sie diesmal angestellt, Bacharow?«, fragte sie, kaum dass ihr Blick auf ihn fiel.

»Was? Ich? Nichts!«

»Ich weiß immer, wenn Sie was ausgefressen haben. Ihr ganzes Gesicht sackt dann in sich zusammen.« Zur Demonstration zog sie ihre Wangen nach unten. Ihre Nägel waren in einem grellen Pink lackiert. »Also?«

Sie zeigte auf den Stuhl, und er setzte sich. »Ich habe gar nichts ausgefressen. Lila und ich sind zufällig über einen Mord gestol- pert.«

»Zufällig gestolpert?«

»Sie wissen, wie das ist. Seit die Mauer weg ist ...«

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, war die Mauer noch da. Und ich danke Gott dafür.«

»Sie wissen, was ich meine. Karaiwanows Handlanger drehen durch. Seine ganze Organisation frisst sich von innen auf.«

»Klingt nach einer guten Sache für mich.«

»Menschen sterben.«

Vartanian zuckte mit den Schultern. »Kriminelle. Wen hat es diesmal erwischt?«

»Natalia Rusewa. Ihr gehörte die Boutique Hexenkessel auf der Hauptstraße.«

Vartanian zog die Augenbrauen hoch. »Tja. Was können Sie mir darüber sagen?«

Asen beschrieb den Tatort, wie Lila und er ihn vorgefunden hatten. Vartanian hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen.

»Ihr Kopf fehlte also«, sagte sie schließlich. »Irgendeine Idee, warum?«

»Vielleicht hatte der Mörder Angst, dass sie wiederaufersteht. Rusewa kommt aus Chernograd ...«

»Auf dieser Seite der Mauer gibt es keine Menschen, die wiederauferstehen, Bacharow.«

Asen schwieg. Er hatte die Gerüchte gehört wie jeder andere in der Stadt. Seit die Mauer durchlässig geworden war, hörte man von Leichen, die aus ihren Gräbern stiegen, und von verdächtig großen Wölfen, die bei Vollmond durch die Straßen streiften.

Nur waren das eben – Gerüchte. Niemand hatte ein Foto gemacht oder andere Beweise beibringen können. Bisher jedenfalls.

»Jemand muss das Opfer identifizieren«, sagte Vartanian. »Nur damit wir sagen können, dass alles nach Vorschrift gelaufen ist. Hatte Rusewa einen Partner?«

»Nicht dass ich wüsste.« Asen wusste allerdings, dass Rusewa ein paar junge Liebhaber gehabt hatte, darunter auch seinen Informanten.

»Familie?«, fragte Vartanian.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, das zu überprüfen.«

»Nehmen Sie eine ihrer Angestellten, wenn es nicht anders geht.«

»Ja, Boss.«

Vartanian nippte an ihrem Kakao und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »War da nicht letzte Woche schon so was am Fluss? Eine Enthauptung? Der Kopf fehlte? Und bei den Docks doch auch. Ich bin mir da ziemlich sicher.«

Asen fuhr sich durchs Haar. »Ziemlich sicher« schien ihm als Formulierung so unangemessen wie Vartanians beiläufiger Tonfall. Asen hätte jedes Detail dieser Fälle herabeten können – nur glaubte er nicht, dass es seine Chefin interessierte.

»Viele Leichen in letzter Zeit«, sagte er trocken.

»Schießen wie Pilze aus dem Boden, was? Sie sollten einen Aktenvermerk machen. Wahrscheinlich gibt es da einen Zusammenhang. Irgendeine Ahnung, was das Motiv sein könnte?«

Asen hielt es für offensichtlich. Natalia Rusewa gehörte zu Karaiwanows Bande. Sie war zu seiner geheimen Auktion an diesem Abend eingeladen gewesen, wie das Beutelchen in seiner Tasche bewies. Dann war irgendwas zwischen den beiden vorgefallen, und der Schmuggler hatte beschlossen, sie loszuwerden. Womöglich war es sogar Asens Schuld, weil er sich Rusewas Einladung beschafft hatte. Sollte Karaiwanow irgendwie herausgefunden haben, dass sie sie verloren hatte, war es durchaus denkbar, dass er sie in seiner Wut hatte umbringen lassen. Bei diesem Gedanken drehte sich Asen vor Schuldgefühlen der Magen um.

Aber Rusewa war nicht Karaiwanows erstes Opfer. Und sie würde auch nicht sein letztes sein.

Sicher, die Spurensicherung würde ihre Arbeit machen und einen Hinweis am Tatort entdecken – einen verschmierten Fingerabdruck oder das winzige Haar einer Augenbraue –, und dann

würde die Polizei den Killer schnappen, den Karaiwanow geschickt hatte ... Aber war das entscheidend? Spielte es eine Rolle, einen seiner Handlanger von der Straße zu holen, wenn er doch Hunderte davon hatte? Welchen Unterschied machte es, ihm sein Werkzeug zu nehmen, wenn er selbst weiter frei herumließ?

Asen wusste, dass er zu lange geschwiegen hatte, denn Vartanian starrte ihn eisern an.

»Kein Motiv bisher«, sagte er. Er konnte Vartanian nicht sagen, dass er Karaiwanow verdächtigte, ohne zu riskieren, dass sein gesamter Plan scheiterte. Es war durchaus möglich, dass der Schmuggler auch seine Chef in der Tasche hatte.

Vartanian hielt inne. »Irgendwas stimmt hier nicht, Bacharow.«

»Mit dem Mord?«

»Mit Ihnen. Seit Sie mit Schürfwunden und blauen Flecken aus dem Winterurlaub zurückgekehrt sind ...«

Asens Herzschlag beschleunigte sich. »Was soll ich sagen? Ich bin halt kein besonders guter Skifahrer.«

Vartanian schlug mit der Faust auf den Tisch. Der Kakao schwappte aus der Tasse. »Halten Sie mich für blöd? Es sind nicht bloß die blauen Flecken. Ihr ganzes Verhalten hat sich verändert.«

Asen rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her, sagte aber keinen Ton.

Vartanian starnte ihn ein paar Sekunden lang an. »Sie müssen mir etwas versprechen.«

»Ja?«

»Ich will, dass Sie nach Hause gehen und lange und intensiv in den Spiegel schauen. Morgen kommen Sie dann wieder her und verraten mir, ob Sie einen Beamten der Belograder Polizei oder etwas ganz anderes darin gesehen haben.«

Asen machte den Mund auf, um zu widersprechen, aber Vartanian streckte einen Finger in die Luft. »Wir sehen uns morgen.«

Asen seufzte. »Bis morgen, Boss.«

Als er nach Hause kam, schaute er nicht in den Spiegel. Er wusste nur allzu gut, wer er war.

Er zog das Samtbeutelchen aus der Tasche und fischte den Zettel heraus. Ein starker Lavendelgeruch stieg ihm in die Nase.

Er hatte keine Ahnung, wohin ihn die Symbole auf dem Zettel führen würden. Er wusste nicht mal, ob der magische Zirkel ohne einen besonderen Spruch oder die richtige Beschwörung sicher war. Kosara hätte die Symbole deuten können, aber er würde den Teufel tun, nach sechs Monaten Funkstille mit einem solchen Anliegen bei ihr aufzutauchen.

Was er sicher wusste, war, dass der Zirkel nur einmal funktionieren würde. Es war eine Einladung aus konkretem Anlass, zu einer Auktion magischer Objekte an genau diesem Abend. Er hatte nur diese eine Chance.

Er sollte sie besser nicht vermasseln.



KOSARA

Kosara würde kein Feuer machen. Ausgeschlossen. Es war Juni. Auch wenn ihr Atem in der kalten Luft Schwaden bildete und ihre Finger, erfroren und steif, sich wie Eiszapfen anfühlten, war es einfach zu teuer. Feuerholz wuchs nicht auf Bäumen. Metaphorisch gesprochen.

Nach ihrer Rückkehr aus Sofiyas Salon goss sie sich ein Glas Wein ein, um ihre Nerven zu beruhigen, und setzte sich ins Wohnzimmer, das sie zu ihrer Werkstatt umfunktioniert hatte. Überall standen bunte Flaschen, Fläschchen und Gläser herum. Von den Deckenbalken baumelten Kräuter, Kaninchenpfoten und Hartriegelzweige, Rubafedern und an Schnüren aufgefädelt Karakonjul-Ohren.

Um den Raum ein bisschen freundlicher zu gestalten, hatte sie in einem kleinen Belograder Kramladen eine große Kristallkugel erstanden.

Die Kugel sah sehr hübsch aus auf dem Tisch – mit dem darin wirbelnden Nebel. Darüberhinaus allerdings erfüllte sie, soweit Kosara es zu beurteilen vermochte, keinerlei Zweck.

Erst jetzt bemerkte sie den roten Fleck darauf. Offenbar hatte Kosara die Kugel beim Abendessen mit Ljutika bekleckert. Sie

war gerade dabei, den Fleck mit dem Ärmel abzuwischen, als es klopfte.

Die leise tickende Standuhr in der Ecke zeigte bald zwei in der Früh, und Kosara fielen fast die Augen zu. Auf dem Weg durch den dunklen Flur blieb ihr Schatten ihr dicht auf den Fersen, streckte sich demonstrativ und gab vor zu gähnen.

Ich weiß, ich weiß, dachte sie. *Aber so ist es nun mal.* Chernograd schließt nie, warum also sie?

Bevor sie die Tür öffnete, erlaubte sie sich, nur für einen Augenblick in Betracht zu ziehen, dass Asen draußen warten könnte. Vielleicht hatte er Schwierigkeiten in Belograd und brauchte ihren Rat. Oder vielleicht wollte er sie einfach bloß sehen.

Stattdessen stand ein großer, in einen dicken Mantel gehüllter Mann auf der Schwelle. Sie ließ sich ihre Enttäuschung nicht anmerken. Es war ohnehin eine idiotische Idee gewesen. Wieso sollte Asen plötzlich mitten in der Nacht bei ihr auftauchen, nachdem er in den letzten sechs Monaten nicht mal angerufen hatte?

Es lag auf der Hand: Asen wollte mit Chernograd nichts zu tun haben. Er wollte mit *ihr* nichts zu tun haben.

Und konnte sie es ihm verübeln? Seinen letzten Besuch hatte er nur knapp überlebt.

»Kosara, bin ich froh, dass du zu Hause bist«, seufzte der Mann auf der Schwelle und klapperte mit den Zähnen. Seine Wollmütze hatte er sich so tief in die Stirn gezogen, dass sie sogar die Augenbrauen bedeckte. Nur die knallroten Ohren schauten hervor.

Kosara kniff die Augen zusammen ... Dann machte es endlich klick. Der Bäckerlehrling. »Ibrahim? Himmel, ich habe dich kaum erkannt. Was ist los?« Bibbernd fügte sie hinzu: »Komm rein, du kannst es mir drinnen erzählen.«

Auf dem Weg ins Wohnzimmer schnippte Kosara mit den Fingern und murmelte einen Zauberspruch. Es gab einen lauten Knall. Im Kamin loderte das Feuer auf.

Jetzt hatte sie ja Besuch. Die perfekte Ausrede für ein bisschen Wärme.

»Setz dich«, sagte sie, und Ibrahim schlurfte zu einem Stuhl.
»Möchtest du Wein? Oder etwas Stärkeres?«

»Etwas Stärkeres, bitte.«

Kosara schenkte ihm ein Glas Aprikosen-Rakija ein, selbst gebrannt und so stark, dass ihr allein vom Geruch die Augen trännten. Ibrahim leerte es in einem Zug.

Kosara füllte das Glas wieder auf. »Was ist los? Du bist weiß wie ein Gespenst.«

Ibrahim sah sie mit seinen schwarz umrandeten Augen lange an. »Ich glaube, ich bin tot.«

Kosara lachte auf, aber seine Miene blieb ernst. Das Lachen erstarb auf ihren Lippen. »Tot? Wie das?«

»Ich habe am Radio rumgebastelt und mir einen Stromschlag geholt. Ich versuche, Signale aus dem Reich der Monster zu empfangen.«

Kosara hatte von dieser verrückten Idee gehört. Als ob die Monster einfach rumsitzen und Radio hören würden wie die Menschen. »Ja.«

»Ich dachte, ich hätte endlich was. Ich schwöre, dass ich seine Stimme gehört habe.«

»Wessen Stimme?«

»Die des Zmey.«

Kosara lachte noch mal auf, diesmal um einiges schriller. Die Hand, in der sie die Flasche hielt, zitterte, und die bernsteinfarbene Flüssigkeit darin schwang hin und her. Sie war versucht, sich auch ein Glas einzuschenken. »Der Zmey ist fort, Ibrahim.«

»Und ich sage dir, dass ich ihn gehört habe. Und dann bin ich mit dem Schraubenzieher abgerutscht, und er kam mit irgendwas in Kontakt, und ich habe einen Stromschlag bekommen. Und bin gestorben. Mein Partner ... Dancho, du müsstest ihn eigentlich

kennen ...« Ibrahim hielt inne und fügte dann mit einem Hauch von Stolz hinzu: »Er ist Arzt.«

»Ich kenne ihn.«

»Er fand mich rußbedeckt und zusammengesunken am Schreibtisch. Schau her.« Ibrahim nahm die Mütze ab und entblößte seine buschigen Augenbrauen und sein wirres, in alle Himmelsrichtungen abstehendes Haar.

»Also gut«, sagte Kosara und schenkte ihm noch mal nach. Wenn er so weitermachte, würde er bald unter dem Tisch liegen, ganz gleich, ob tot oder lebendig. »Ich verstehe ja, dass du einen Schreck bekommen hast, aber es scheint dir doch ganz gut zu gehen ...«

»Du verstehst nicht. Dancho hat keine Lebenszeichen festgestellt. Keinen Puls. Ich war tot, Kosara. Mausetot.«

»Na ja, manchmal kommt es vor, dass man für ein paar Minuten tot ist, aber wiederbelebt werden kann. Mit Reanimation kennt Dancho sich doch aus.«

»Das tut er, aber es waren Stunden, nicht bloß Minuten. Ich starb am Morgen und bin am Nachmittag mit totalem Heißhunger aufgewacht.«

»Du hattest kein Mittagessen.«

»Heißhunger auf Blut, Kosara.«

Kosara betrachtete stirnrunzelnd Ibrahims blasse Haut und seine blutunterlaufenen Augen. Sie musste zugeben, dass er als Upir hätte durchgehen können, aber genauso gut konnte er einfach ein Mann sein, der sich gerade vom Schreck seines Lebens erholte. So ein Schock vermochte bei einem Menschen, einigen Schaden anzurichten.

»Das kann nicht dein Ernst sein«, sagte Kosara. »Ich habe schon Upire auferstehen sehen. Die bloße Tatsache, dass du hier ein zivilisiertes Gespräch mit mir führst, ohne mich aussaugen zu wollen, beweist mir, dass du keiner bist.«

»Aber gibt es nicht auch Upire, die sich Reste ihres Verstands bewahren?«

»Nicht gleich nach ihrem Erwachen! Zwanzig, dreißig oder hundert Jahre später – wenn sie es so lange machen – erlangen einige von ihnen vielleicht Teile ihrer Persönlichkeit zurück. Oder entwickeln eine neue, da bin ich mir nie ganz sicher. Aber Stunden? Ein junger Upir ist durchgeknallt wie ein tollwütiger Hund.«

»Und doch bin ich hier.«

»Ibrahim«, sagte Kosara mit ruhiger Stimme. »Ich versichere es dir als Hexe. Glaub mir. Du bist kein Upir.«

»Aber ich will Blut trinken, Kosara! Weißt du, was ich gemacht habe, als ich zu mir gekommen bin? Wir halten Hühner, weißt du? Ein paar Hennen. Ich bin gleich rüber zum Hühnerstall. Dancho hat mich ertappt, als ich mir gerade eine geschnappt hatte, drauf und dran, ihr den Kopf abzubeißen.«

»Unter Schock machen Leute die komischsten Sachen. Vielleicht hast du Eisenmangel.«

»Ich habe Blutmangel!«

»Hast du dich mal gepikst? Upire haben schwarzes Blut.«

»Alle? Ich dachte, manche ...«

»Ja, stimmt, manche kriegen ihr rotes Blut zurück, aber das ist die Ausnahme. Hast du's versucht?«

»Dancho hat mich mit einer Nadel gepikst.« Ibrahim zeigte ihr einen kleinen Fleck auf seinem Zeigefinger. »Rot.«

»Siehst du?«

»Aber manche ...«

»Hör zu, ich braue dir einen Trank, was hältst du davon? Spinat, Walnüsse, Karakonjul-Leber. Jede Menge Eisen. Das trinkst du ein paar Tage und schaust dann, ob es besser wird. Einverstanden?«

Ibrahim seufzte. »In Ordnung. Ist ja nicht so, als ob ich eine Wahl hätte. Dancho bringt mich um, wenn ich seine Hennen

töte.« Er lachte bitter. »Obwohl er dafür vielleicht mein Herz mit einem Espenpfahl durchbohren muss!«

Kosara braute den Trank in aller Eile, weil ihr beinahe schon die Augen zufielen. Es war ein langer Tag gewesen. Neben ihrer üblichen Kundschaft, die Tränke für die Wehwehchen brauchte, kamen in letzter Zeit immer mehr Leute, die einen verhängnisvollen Ausflug nach Belograd hinter sich hatten. In Chernograd war man das exotische Essen und den Alkohol nicht gewohnt, viele brauchten etwas gegen ihren Kater oder gegen Magenschmerzen. Dazu kamen allergische Reaktionen auf fremde Kosmetika, Seekranke, die nie zuvor auf einem Schiff gewesen waren, und Leute, die sich wegen irgendeines kulturellen Missverständnisses auf dumme Streitigkeiten eingelassen hatten.

Doch es waren nicht nur Menschen aus Chernograd, die zu ihr kamen. Halb Belograd strömte jetzt in die Stadt, und binnen weniger Monate hatte sie mehr Upir-Bisse und Varkolak-Kratzer behandelt als in all den Jahren zuvor. Möchtegernmonsterjäger, glotzäugige Touristen, Extremsportler und Auswanderer der zweiten oder dritten Generation auf der Suche nach ihrem alten Familiensitz: Die Schlange vor ihrer Werkstatt nahm kein Ende.

Kaum dass der Trank aufgekocht war, füllte Kosara ihn in ein Fläschchen und reichte es Ibrahim. »Komm in ein paar Tagen wieder und erzähl mir, wie es dir geht.«

»Danke. Ich hoffe, es hilft. Was schulde ich dir?«

»Drei Groschen.«

Ibrahim schnappte nach Luft. »Drei?«

»Ist das ein Problem?«

»Na ja, wir sind gerade aus dem Urlaub in Mesambria zurückgekommen und ein bisschen knapp bei Kasse. Du weißt doch, wie teuer es im Ausland ist. Und wenn wir jetzt auch noch eine Beerdigung ausrichten müssen ...«

»Für wen?«

»Für mich.«

Kosara seufzte tief. »Zum letzten Mal, Ibrahim, du bist nicht tot. Gib mir einen Groschen und zieh Leine.«

»Einen Groschen? Bist du sicher? Allein die Karakonjul-Leber kostet mehr.«

»Glaub mir, das weiß ich.«

Als Ibrahim gegangen war, beschloss Kosara, nicht in ihr kaltes Schlafzimmer umzuziehen. Das Feuer in der Werkstatt war zu angenehm, außerdem war es oben, jetzt, wo Nevena fort war, immer so still.

Seit jener Winternacht, in der sie den Zmey in die Mauer gesperrt hatte, hatte Kosara die Stimme ihrer Schwester nicht mehr gehört. Mehr und mehr kam es ihr so vor, als hätte sie sich das alles auch vorher nur eingebildet.

Es waren traumatische zwölf Tage gewesen. Kein Wunder, dass sie am Ende Stimmen gehört hatte.

Doch als sie sich unter einem Haufen Decken auf das Sofa kuschelte und in die lodernden Flammen sah, konnte sie nicht abstreiten, dass es da durchaus eine Stimme gab, die sie hörte.

Meine kleine Kosara, flüsterte der Zmey. Wo bist du? Es ist so kalt hier draußen. So bitterkalt.

Sie wurde verrückt. Eine andere Erklärung konnte es dafür nicht geben. Die Einsamkeit hatte sie in den Wahnsinn getrieben, und jetzt hörte sie Stimmen. Es war eben nicht normal, in einem großen, knarzenden Spukhaus zu wohnen. Sie sprach auch viel zu oft mit den Hausgeistern, obwohl sie die außerhalb der Schmutzigen Tage nur dann und wann wie Schatten vorbeihuschen sah.

»Nazdrave, Tantchen«, prostete sie der Küchenfee zu, wenn sie abends noch ein Gläschen Wein trank.

»Guten Morgen, Onkel«, grüßte sie den Badezimmergeist, wenn sie sich morgens die Zähne putzen ging.

Immerhin hatte sie es ihnen zu verdanken, dass das Haus noch nicht über ihr zusammengebrochen war und sie unter vergammelten Tapeten, Staub und rostigen Nägeln begraben hatte. Sie hatte in den letzten Monaten so viel zu tun gehabt, dass kaum Zeit zum Putzen oder für Reparaturen geblieben war. Sie musste ihre Kunden betreuen und in zwielichtigen Stadtvierteln nach Karakonjul-Spuren suchen. Für viel mehr reichten die Stunden eines Tages nicht.

»Guten Morgen, Onkel«, sagte sie wie üblich, als sie frühmorgens ins Badezimmer kam. Es war so kalt, dass an dem kleinen runden Fenster über der Badewanne Eisblumen blühten.

Frost. Im Juni!

Kaum dass sie sich die Zähne geputzt hatte und unter die Dusche hüpfen wollte, klopfte es unten an der Haustür. Kosara seufzte. Nicht mal in dieser Herrgottsfrühe konnte man sie in Ruhe lassen.

Wieder klopfte es, so laut, dass die Schwalben, die unter dem Dach nisteten, aufschreckten und wütend tschilpten.

»Ich komme schon«, rief Kosara und zog sich ihren Pullover auf der Treppe wieder an.

Als sie die Tür öffnete, stand Ibrahim davor und sah noch schlechter aus als gestern – noch müder und so nervös, dass ihm die Hände zitterten.

»Die Hühner!«, kreischte er. »Kosara, die Hühner wurden alle umgebracht!«

Chernograd war nie besonders fröhlich, nicht mal im Sommer. In diesem Juni jedoch war die Stadt grauer und düsterer denn je. Sonst hatten die Cafés und Restaurants draußen Tische und Stühle aufgebaut, und ein Eiscremeverkäufer radelte durch die Stadt. Nicht so in diesem Juni. Die Fenster der meisten Wirtshäuser waren vernagelt, die Konkurrenz auf der anderen Seite der

Mauer war einfach zu groß. Und Kosara hatte gehört, dass der Eisverkäufer nach Belograd ausgewandert sei.

Ibrahim wohnte ganz in der Nähe, in einem Mietshaus, das versteckt in einer Gasse abseits des Marktplatzes lag. Er schloss die Tür auf und führte sie in einen dreckigen Flur.

»Ich bin früh aufgestanden, weil ich zur Arbeit musste«, erklärte er, während er in seinen Manteltaschen nach dem Schlüssel für das Gartentor suchte. »Den Teig setzen wir normalerweise schon um drei Uhr morgens an, damit er Zeit hat aufzugehen. Dann den Blätterteig ausrollen, was ewig dauert ... Aber egal, ich bin aufgestanden und runter, um die Hennen zu füttern. Dancho hat heute Nachtschicht.« Mit zitternden Fingern schloss er das Tor zum Garten auf. Nervös fuhr er sich durch sein dunkles Haar. »Gott, er wird furchtbar sauer auf mich sein. Er hat diese Hennen geliebt, als wären sie seine Kinder. Hat jeder einen Namen gegeben, ist das zu fassen?«

»Jetzt beruhig dich mal«, sagte Kosara. »Er wird nicht wütend auf dich sein. Es ist doch nicht deine Schuld.«

»Und wenn doch?« Ibrahim warf ihr einen panischen Blick zu. »Was, wenn ich schlafgewandelt bin und es getan habe?«

»Deine blutverschmierten Hände wären dir beim Aufwachen wohl aufgefallen.«

»Vielleicht habe ich sie mir gewaschen.«

»Hast du noch immer Blutdurst?«

»Nein.« Ibrahim hielt inne. »Nein, ich glaube nicht.«

»Der Trank hat also geholfen.«

»Vielleicht habe ich ihn mitten in der Nacht auch einfach auf anderem Weg gestillt.«

Kosara langte an ihm vorbei und stieß das Tor auf. »Sehen wir uns doch mal am Tatort um.«

Sie hatte es scherhaft gemeint, aber bald musste sie feststellen, dass an der Situation rein gar nichts komisch war. Im Garten sah

alles nach einem Gemetzel aus. Kleine gefiederte Körper waren kreuz und quer über den Rasen verstreut und stapelten sich im Hühnerhaus. Augen wie schwarze Perlen starrten sie an, mit leblosem Blick.

Blut allerdings gab es keines. Die meisten Hennen sahen aus, als wären sie eingeschlafen, ohne jemals wieder aufzuwachen. Nur der Hahn schien sich gewehrt zu haben: Sein Flügel stand in einem unnatürlichen Winkel ab, und sämtliche seiner Krallen waren abgebrochen.

»Was zur Hölle ...« Kosara sah sich um. »Ihr teilt euch den Garten mit niemandem sonst? Niemand außer euch hat einen Schlüssel?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Mit der Stiefelspitze drehte Kosara den Hahn um, sorgsam darauf bedacht, ihn nicht anzufassen. Entweder stammten seine Verletzungen von einem Kampf, oder er hatte sie sich selbst zugefügt, als er in blinder Panik gegen die Wände des Hühnerstalls gerannt war. Aber was würde einen Vogel derart in Panik versetzen?

»Der Nachbar meint, wir sollen sie rupfen«, sagte Ibrahim dumpf. »Und Hühnersuppe kochen. Aber ich habe es einfach nicht über mich gebracht. Ich kann Dancho doch nicht seine eigenen Hühner vorsetzen.«

»Nicht. Fass sie nicht an! Wir wissen nicht, woran sie gestorben sind. An deiner Stelle würde ich den Tierarzt holen, damit er einen Blick auf sie wirft.«

»Glaubst du, sie waren krank?«

Kosara zögerte. Im Lauf der Jahre hatte es viele Fälle von Vogelgrippe in Chernograd gegeben – das kommt davon, wenn man auf engem Raum so viele Tiere hält. Aber das hier ...

Ihr Blick fiel wieder auf den Hahn mit dem gebrochenen Flügel. Irgendetwas stimmte nicht. Ihr sechster Sinn schrie regelrecht, dass das hier nicht natürlich war.

Es lag eine seltsam vertraute Spannung über dem Hühnerstall, so stark, dass sie beinahe knisterte. Und in der Luft hing ein Geruch, der Kosara ebenfalls bekannt vorkam, ohne dass sie hätte sagen können, woher.

Ibrahim musterte sie mit gerunzelter Stirn.

»Du hast sie nicht umgebracht«, sagte Kosara mit Bestimmtheit. »Es hat auch niemand ihr Blut getrunken. Irgendwas anderes muss sie erwischt haben.« *Oder jemand.*

»Bist du sicher?«

»Lebst du nicht mit einem Arzt zusammen? Sehen diese Hühner aus, als hätte man sie ausgesaugt?«

»Vielleicht habe ich ja nur das Blut von ein paar wenigen getrunken, bis mein Hunger gestillt war. Und dann habe ich die übrigen umgebracht, denn sie waren ja Zeugen.«

Kosara starrte ihn an. »Machst du Witze?«

»Ich weiß es nicht, Kosara! Ich war nicht ich selbst.«

»Ruf den Tierarzt. Ich wette, er kann das Rätsel lösen.«

Kosara war eine Hexe. Sie war nicht zuständig für Hühnermassaker. Wäre Asen hier, hätte er den Fall vermutlich im Handumdrehen gelöst.

Kosara schüttelte den Kopf. Sie musste aufhören, an Asen zu denken.

»Lass mich wissen, was der Tierarzt sagt«, rief sie auf dem Weg zum Tor. »Ich bin sicher, es gibt eine logische Erklärung für das Ganze.«

Auf dem Heimweg jedoch wurde sie das Gefühl nicht los, etwas übersehen zu haben.

Da war etwas im leeren Blick der Hühner gewesen. Etwas an den abgebrochenen Krallen des Hahns. Etwas an dem vertrauten *Geruch*.

Zu Hause angekommen, zog sie sogleich das *Bestiarium* aus dem Regal und wischte den Staub vom Umschlag. Es war ein paar

Jahre her, dass sie in Chernograd einem unbekannten Monster begegnet war – Lamia nicht mitgerechnet, versteht sich.

Kosara blätterte durch die Seiten und betrachtete die Illustrationen.

In alphabetischer Reihenfolge waren da all die üblichen Monster zu sehen: Chuma, Hala, Karakonjul ...

Dann fiel ihr Blick auf die Zeichnung eines riesigen schwarzen Hahns mit glühenden Augen.

Mratinyak stand da in kunstvoller Schrift über dem Kopf des Vogels. »Verursacht Krankheiten bei domestizierten Vögeln«, hieß es im Text.

Und darunter: »Der große Vorbote von Pest und Tod.«